

*Laudatio zu Janna Steenfatts Erzählung „Lumi heißt Schnee“*

„Heute ist Montag und die Menschen haben ihre Gründe, das Land zu verlassen.“ – „Ich will, dass dieser Moment andauert, der letzte, in dem noch alles offen ist, auf eine schöne Art ungewiss.“ – „Hier verschwinden wollen, hier jemand anderes sein, ein anderes Leben führen.“

Mit diesen schon auf der allerersten Seite sich findenden Sätzen erschafft Janna Steenfatt in ihrer Erzählung „Lumi heißt Schnee“ nicht nur einen bleibenden Grundton, sondern auch die Leitmotivik dessen, worum es ihrem Text eindringlich und immerfort geht: Um das Verlassen, um das schöne Ungewisse, um das Offene des Nichtgelebten, darum, jemand anderes sein, ein anderes Leben führen zu wollen, und darum, dass nichts sicher ist, alles ein einziges Schwanken, kurz: um das Nichts.

Denn nichts geschieht in der Geschichte, zumindest dem Anschein nach. Jedenfalls nichts Spektakuläres. Eine Frau reist nach Skandinavien, besucht einen Mann (die Beziehung der beiden ist unklar), sie tut nichts, als sie dort ankommt und bei dem Mann wohnt, lernt am Schluss dessen Mutter kennen, und das ist schon alles. Auf der Plot-Ebene. „Du musst dich nicht um mich kümmern, hatte ich gesagt und du hältst dich daran und es passiert wieder gar nichts.“

Genau darum geht es in Janna Steenfatts Geschichte: Es geht um nichts. Um das, was hätte geschehen können, aber nicht geschieht. Es geht um den Raum unergriffener Möglichkeiten. Und es geht um das Nichts, auf welches unser aller Leben zuläuft: um den Tod.

Der Mann, den die Erzählerin besucht, ist ein Schriftsteller oder versucht sich zumindest als Schriftsteller. Er schreibt an einem Roman. Und worum geht es in diesem Roman? Auch das bleibt im Dunklen, auch hier verweigert die Autorin dem Leser eine Klärung. „Du kannst nicht erklären, worum es geht [in deinem Roman], dabei könntest du mir alles erzählen, ich verstehe ja doch nichts, in dieser einsamen Sprache, die mit nichts verwandt ist, was ein normaler Mensch verstehen, geschweige denn aussprechen könnte.“

Die Beziehung der beiden Menschen, die hier erzählt wird, ist eine Beziehung des stetigen Schwunds. Des Den-anderen-aus-dem-Griff-Verlierens. „Jedes Mal wenn ich dich sehe, kommst du mir schmäler vor, jedes mal frage ich dich, ob du abgenommen hast.“ Und die Erzählerin führt ein Leben des ständigen Wartens. Als wäre sie eine Romanfigur oder eine Figur aus der Erzählung, die auf die Befehle ihres Erschaffers harret, welche ausbleiben. „Ich wasche das Geschirr ab und stelle die Kaffeemaschine an, aus dem Nebenzimmer höre ich das leise Klackern deiner Tastatur und mir kommt der empörende und zugleich schmeichelhafte Gedanke, du könntest über mich schreiben.“ Dieses Warten. Das Warten darauf, dass etwas passiert. Dass sich etwas klären könnte. Ich „warte auf das gute Gefühl, das sich nicht einstellen will, das Gefühl, fremd zu sein in einer Stadt, in der ich nie zuvor gewesen bin. Ich steige hinauf zur Kathedrale, stehe eine Weile frierend im Nieselregen auf den Stufen, die ich mich, wie ich nicht zu denken umhin kann, theoretisch hinunter stürzen könnte.“ Aber auch diese letzte aller Möglichkeiten, die Möglichkeit, der Leere, dem Warten zu entrinnen, indem sie ins Nichts springt, ist eine bloß theoretische. „Als ich zwanzig war, habe ich mir geschworen, wenn ich mit dreißig nicht glücklich sein werde, bringe ich mich um. Ich verschiebe es auf vierzig ...“

Die Erzählerin ist restlos verloren. Sie würde zu gern wissen, was sie will und fühlt und wie es geht, das Leben. Und wer sie selbst eigentlich ist. Aber das einzige Mal, da sie sich von innen gesehen hat, war bei einer Magenspiegelung, und auch dort „war eigentlich nichts zu erkennen“, die Diagnose wird nicht genannt, lediglich das vom Arzt ausgesprochene Alkohol-Verbot „in meinem Zustand“.

Janna Steenfatt treibt das Nicht-Erzählen in ihrem Erzählen mit großem Können auf die Spitze. Die Personen werden mehr durch das charakterisiert, was sie nicht tun, als durch das, was sie tun. „All diese Dinge, die nicht in das Bild passen, das ich von dir habe, die ein ganz anderes Leben antäuschen.“ „Der Alkohol legt Dinge frei, die wir nicht retten werden in den Tag. Ich war nie besonders gut darin, neben jemandem aufzuwachen.“ „Wir haben nie miteinander geschlafen ...“ „Ich habe dich nie wirklich begehrt ...“ „links und rechts Wald und Seen und Nichts. Wir sprechen nicht. Wir hören keine Musik.“ Ein Blick, „der etwas zu verstehen glaubt, das nicht zu verstehen ist.“ Der Versuch, „nicht über unsere Nacktheit nachzudenken.“ „... eine Sehnsucht, ohne zu wissen, wonach.“ „Und immer ist am Morgen alles verschwunden, was war oder nicht war zwischen uns.“

Im Schnee findet der Text ein wunderbares Bild, dieses Gefühl des Nichts auszudrücken, ein Lebensgefühl der Leere und des Fehlens, Schnee, weiß, der alles Wirkliche, alles wirklich Geschehene, alles vielleicht einmal wirklich Geschehene, alles Geschehen-Könnende, aber auch alle Sprache, alles Verständnis, allen Sinn, alle Buchstaben, den Roman in der Erzählung und die Erzählung selber überdeckt und mit seiner alles erdrückenden Macht erstickt. „Du hasst den Schnee, ... du hast ihn immer

gehasst, wenn der Schnee einmal da sei, nehme er kein Ende mehr, man entkäme ihm nicht.“

Ihren Höhepunkt erreichen die Gedanken der Erzählerin und die Motivik der Erzählung im bedrückend-befreienden, grandiosen Schlussbild des Textes. Noch einmal stellt sich die Erzählerin vor, wie es denn wäre, in den See zu gehen, sich umzubringen, es wäre ein schöner Tod, in der Nacht, in der Einsamkeit, aber sie tut es nicht, „denn der Mond ist nicht zu sehen und die Kälte ist lähmend“, und dann sieht sie die Mutter des Schriftstellers, in einem weißen Gewand, wie ein Gespenst, und die Mutter, Lumi heißt sie, Schnee, sie lacht, und die Erzählerin wird in die Wirklichkeit zurückgeholt, indem sie die Zunge heraussteckt und die ersten Schneeflocken des Winters aufisst. Und dieses Bild ist die letztendliche Abfindung damit, dass dieses Nichts, dieses Fehlen, dieser Schnee des Lebens nichts ist, dem wir entfliehen könnten, sondern etwas, das wir zu schlucken haben, in unsere Existenz, weil es uns ausfüllt, das Nichts, die Leere, weil es die Grundierung unseres Lebens ist, die weiße Leinwand, die all unseren existenziellen Bemühungen in Beruf, Beziehung und Selbstfindung zu Grunde liegt, die Grundfarbe des Nichts, auf das unser Leben zwangsläufig zusteuert, der Tod, ist nicht schwarz, sondern weiß wie das Nichts, wie der Schnee.

Janna Steenfatt erhält den diesjährigen Limburg Preis der Stadt Bad Dürkheim für eine Erzählung, die in wunderbaren, lang nachhallenden Bildern, in einer kristallklaren und immer wieder wie Schnee in der Sonne auffunkelnden Sprache vom Nichts erzählt, das den Menschen umgreift und bestimmt, antreibt und lähmt, dem Nichts, dem in jedem Fall aber nicht zu entkommen ist und dem sich jeder Mensch früher oder später zu stellen hat. Janna Steenfatt tut dies, indem sie die Motivik des Nichts unablässig,

aber völlig unaufdringlich in ihre Erzählung einwebt, geheimnisvolle, aber vor dem Auge des Lesers greifbare Figuren erschafft und dafür die wunderbare Metapher des Schnees findet. Wir gratulieren Janna Steenfatt zu dieser Meisterleistung und wünschen uns noch viele weitere Texte, die vom Nichts erzählen, aber alles enthalten.